

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 89.

Montag, 16. April.

1928.

(15. Fortsetzung.)

Schiffe in Schanghai.

Roman von Alfred Schirokauer.

(Nachdruck verboten.)

Jetzt, nach einem Jahre ihres Aufenthaltes in Hongkong, hatte sie sich eine gesicherte Stellung erkämpft und war kommerziell die umworbenste Frau in Ostasien. Sie hatte lödende Anträge von den Konkurrenzzeitungen auf der Insel, von den Blättern in Schanghai, Penang und selbst in Colombo. Doch sie blieb dem Unternehmen treu, das ihr den Start gegeben hatte.

Gesellschaftlich aber war sie boykottiert. Eine arbeitende Frau, die von früh bis zum Spätnachmittag in der entnervenden, feuchten Hitze umherrannte, Anzeigen „erbettelte“ und Druckaufträge „ergatterte“, war in den Kolonien keine Lady, war nicht gesellschaftsfähig.

Sie ertrug ihre Variastellung nicht ohne Bitterkeit, weit schwerer aber ihre Vereinsamung in der graufamen Fremde. Da lernte sie in dem kleinen Restaurant in Des Boeur Street Edwin Ransom kennen. Sie mußten sich anziehen. Es ist nicht wahr, daß nur Gegensätze sich gegenseitig locken. Außerlich waren sie ähnlich, beide schöne, große, rassistische Menschen, jeder ein Prachtemplar seines Geschlechtes.

Was sie dann zusammenhielt, waren freilich die Gegensätze ihres Wesens. Rita Island war in der Liebe ganz Weib, Nachgeben, Anschmiegen, so resolut und entschlossen sie auch ihre Arbeit tat. Sie wurde seine Geliebte. Er war der einzige Mensch, mit dem sie außerhalb des geschäftlichen Bannkreises sprach. Sie wußte nichts von seiner piratenhaften Untreue. Er bedeutete ihr alles, was ihr Leben war jenseits des Mühens und Scharwerkens um das tägliche Brot. Drei Monate währte nun schon das Glück, für das sie keinerlei Gefahren ahnte.

Als Ransom ins Hotel kam, Isa abzuholen, saß sie noch im Speisesaale beim Lunch. Die Bedienung versagte jammervoll. Seit dem Streike drüben in Kanton benahmen sich die chinesischen Kellner frech und unbotmäßig. Der Manager, ein kleiner, schwächlicher junger Sachse aus Chemnitz, war gegen ihren passiven Widerstand machtlos. Seit er bei einer offenen Auflehnung den Räbelsführer, einen baumlangen Nordchinesen, mit einem Faustschlage die Küchentreppe hinabgeschleudert hatte, konnte er sich gegen heimliche Anschläge nur durch den Revolver sichern, den er schußbereit stets in der Tasche trug. Wenn sie ihn jetzt auch fürchteten, alles Treiben und Drängen konnte ihren geflüstert langsame Gang, die unversämte Beschaulichkeit, mit der sie die Speisen herbeiholten, nicht beschleunigen, die abfälligen Fehler und Verwechslungen, die sie begingen, nicht vereiteln. Maßregelung oder Bestrafung hatte nichts als sofortige, einmütige Arbeitsniederlegung erzielt.

Täglich klagte der Betriebsleiter der deutschen Landsmännin sein Leid.

„Nanu — noch nicht fertig?“ rief Ransom und sekte sich.

Isa deutete mit den Augen auf den Kellner, der im behaglichsten Schlendernschritte ein Huhn herbeifongierte, das sie nicht bestellt hatte.

Der Manager, der am Tische stand, zuckte verzweifelt ergeben die Achseln.

Da grollte Ransom: „Sehen Sie sich nur diese Kerle an, diesen offenen Hohn gegen uns! Es wird nichts anderes übrig bleiben, als daß die englische Regierung doch mal sehr energisch hier einschreitet.“

Der Deutsche schüttelte den Kopf. Bescheiden zurückhaltend im Tone, sagte er bestimmt: „Der erste Kanonenschuß von einem britischen Kriegsschiff wird das Signal zu dem großen Massaker aller Europäer sein, Mr. Ransom.“

Isa und Ransom fuhren hinauf zum „Peak“, dem hohen Berge und Paradiese Hongkongs, das Isa bisher verschlossen blieb.

Sie benutzten nicht die alte Zahnradbahn. Ransom führte sie in seinem kleinen Essex diese wunderbare Straße hinauf, diese Königin unter den herrlichen Straßen des fernen Ostens, die vor vier Jahren mitten durch den Fels gesprengt worden ist.

Diese Chaussee ist eine kluge Führerin zu Schönheit. Sie weiß mit ihren Wirkungen raffiniert zu sparen, sie versteht es, zu überrumpeln, daß ein verzückter Schrei der Verzauberung sich jeder Brust entringt.

Während der halbstündigen Fahrt zeigt sie dem Aufsteigenden nichts als tadellosen Asphalt und hohe Granitmauern. Aber dann — schon fast auf der Höhe — bringt sie ihren ersten, gewaltigen Effekt. Da plötzlich öffnet sie dem überraschten Blicke die Weiten des Stillen Ozeans.

Isa faßte Ransoms Arm. „Halten Sie!“ rief sie und startete hinab auf die See mit dem Gewirr kleiner Eilande. Wie eine Relieffarte der Berge und Seen in Bayern sah es von hier oben aus. Ganz weit hinten atmete das freie, unendliche Meer. Der Pazifik war von tiefstem Blau mit weichen, helleren Streifen. Die Inseln schimmerten grün von Gras oder Moos oder rosa von ihrem Gestein. Alle säumte ein heller, weißer Rand, dort, wo sie das blaue Meer berührten.

Kein Haus, keine Villa war hier zu sehen außer dem weißen Gebäude des Männerklosters Bodwoolum. Der abgeschiedenste und friedlichste Ort der weiten Welt. Sonst nur Wasser und Inseln und Vögel. Und ab und zu weit draußen ein Schiff. Dunkle Segel standen in dem Gluck von Licht und Farbe.

Lange schwieg Isa ergriffen. Dann flüsterte sie: „Diese Weltferne! Diese Stille! Und das habt ihr mir noch nicht gezeigt?“

„Warten Sie“, lächelte er, „bis wir die Spitze erreichen“, und gab Gas.

Als sie am Peakhotel unter Kulis, Kishaws und Hotelangestellten ausstiegen, sah sie ihn verwundert an.

Doch er ergriff ihre Hand und zog sie wenige Schritte nach vorn, zu einem Eisengitter, an dem der Weg endete.

Da spielte die Straße ihren letzten Trumpf aus.

Laut schrie Isa auf, wie die Tausende vor ihr, die zum ersten Male von der Höhe des „Peak“ auf Hongkong herabgeblickt hatten. Sie, wie jeder ihrer Vorgänger, dachte in ekstatischem Überschwange: Das ist das Schönste auf dieser Welt!

Tief unten lag der Hafen. Drüben der kleine Ort Sawloon mit seinen Docks und Molen. Dahinter die

Berge des Festlandes. Unten zu Füßen des Beaks die Häuser von Hongkong und das Hasenbassin mit seinen Schiffen. In dem Bassin zwei kleine grüne Inseln mit Pulvermagazinen und Geschützen.

Das Meerschäute, Atemraubende an diesem Bilde waren seine Farben. Drüben hinter Hawlooon stiegen rote Granitberge an, dahinter eine steile, grüne Kette, und ganz in der Ferne reckten sich graublau empor nackte Felsentürme.

Es war ein Rausch von Bunttheit. Die See blau in allen Schattierungen, die Stadt drüben und unten hellweiß, die vielen Lawns in Hongkong, die Spielplätze ein saftiges, helles Grün, die Schiffe im Hafen und der Bucht schneeig leuchtende Flecke, grellrot funkelte ein Schornstein. Und über allem der strahlende, grellblaue Himmel als Dom und Dödel. Die Luft nervig kalt und rein und klar. Ein Labjal nach der feuchten Hitze in der Tiefe. Es schmeckte wie Eis, es war, als könne man sie beißen, schlucken.

Eine Seligkeit der Höhe durchschauerte Isa.

Zum ersten Male seit ihrer Ankunft in China atmete sie frische, kristallische Luft. Ihre Brust dehnte sich lebendig.

Dann stand sie wieder regungslos und lebte die Fernsicht des Gipfels. In der dünnen Atmosphäre trug der Blick unendlich weit. Jede Einzelheit dort unten konnte sie unterscheiden. Die schaumig weiß quellende Kiellinie der fahrenden Schiffe, die Segel der Djunken, die Sampans, jeden Nachen.

Und immer wieder sog sie diese Kühle ein, diese Röstlichkeit, diesen Odem europäischer Berge. Es war ihr, als bade ihr Körper in Frische und Reinheit, als wäsche diese kernige Brise endlich allen Schmutz von ihr ab, in den Asien sie getaucht hatte. Hier war Lauterkeit, Unberührtheit, Gottesatem. Etwas Heimatlisches rührte sie an.

Tränen der Verklärung und Erschütterung liefen ihr über die kaltegespannten Wangen.

Da riß Ransoms Stimme sie in die Wirklichkeit zurück.

„Ich wußte, es würde Sie packen“, triumphtierte er. „Ich habe diese Landschaft dort unten bisher immer für das Schönste auf Erden gehalten.“

„Bisher?“ Sie sah zu ihm hin.

Er hielt die Hände windschützend um den Pfeifenkopf und zündete den Tabak an. Dabei bekannte er harmlos schmauchend: „Jetzt weiß ich, daß Sie in Ihrer Verzauberung das Schönste waren, das ich je hier gesehen habe.“

Er warf das Streichholz in die Tiefe.

Sie stuchte, blickte ihn an, wollte auffahren, zurückweisen. Doch er hatte so natürlich, selbstverständlich, fast nebenächlich gesprochen, daß sie es als eine Lächerlichkeit empfand, Aufheben von seinen Worten zu machen. Sie bezwang sich und sagte: „Nun wollen wir die Villa besichtigen.“

Er nickte und führte.

Da sah Isa nun endlich in der Nähe die Häuser und Villen, die sie fern am Berge von ihrem Hotelfenster aus so oft betrachtet hatte. Der „Beak“ war hier oben durchfurcht von sauberen, asphaltierten Straßen, die zwischen hohen Gartenmauern dahinführten. Es duftete von Blumen und saftiger Erde, große, schwarze Falter schaukelten über den Weg. Gitter öffneten sich in den Umzäunungen und boten dem erstaunten Blicke weiße, niedrige, trauliche Villen inmitten prangender Gärten.

„Kennen Sie Italien?“ brach Ransom das Schweigen, das seine letzten leeren Worte zwischen sie gestellt hatte.

„Wenig“, erwiderte sie kurz.

„Das hier ist wie Bellaggio oder irgend ein anderer Ort an einem der Seen.“

Dann schwiegen sie wieder, bis sie zu der Villa kamen, die Ryan zum Kaufe angeboten war.

Hier griff das Wunder wieder nach Isa. Sie wurde zum beglückten Kinde. Auch dieses leichte, achtgedige Haus hatte nur ein Erdgeschoß. Ringsum lief eine breite, hellblaue Veranda mit hohen Fenstern. Jedes Fenster bot ein neues Märchen. Einige gingen hinaus

auf den Pazifik, andere auf die Bucht von Hongkong, eins auf die hohe, grüne Pyramide des Mount Kessel, der noch über dem „Beak“ emporragt, andere wieder auf den Berggarten mit den exotischen Blumen, Palmen, Kryptomerien, Zedern, Kiefern.

Isa wurde lebhaft, begeistert. Sie lief immer wieder rund um die Veranda, blickte aus jedem Fenster, äußerte laut ihr Entzücken über den Ausblick, über die Heiterkeit des lichtblauen Rundgangs, die Lust, die hereinatmete durch die offenen Fenster, den lustigen Mosaikfußboden der Veranda, den terrassenförmig abfallenden großen, grünen Garten, die Palmen, die tropische Pracht der Blumen.

Auch die Zimmer fanden ihren stürmischen Beifall.

Die alte Dame, die ihnen das Haus zeigte, ging lächelnd neben ihnen her. Dann eilte sie davon, den Gästen eine Erfrischung zu bieten.

Ransom flüsterte Isa zu: „Nehmen Sie sich zusammen! Zeigen Sie Ihre Freude nicht so unverhüllt. Sie treiben den Preis in die Höhe.“

Ehe sie erwidern konnte, kam die Dame zurück. Da sagte Isa aus Trotz gegen seine Schulmeistererei, die groß über ihre Freude hergefallen war: „Ich bin entzückt von Ihrem Hause. Hier muß ich wohnen. Alles übrige ver-einbaren wir wohl mit Ihrem Makler?“

(Fortsetzung folgt.)

Das Wunder.

Von Bertha-Felicitas Olden.

Die Not der Zeit lehrt sparen und beten.

Des Sparens wegen hatte sie mich heute aus dem Hause gesandt und mich in eine mir sonst fremde Gegend geführt. Eine Frau Schäberich war uns als Weißzeugnäherin empfohlen worden; als brav, unterstützungsbedürftig, vor allem: billig. Wohnhaft: Aderstraße 11b, Hof, zweiter Stock, rechts. Den Pharosplan im Handtäschchen, ein verbindliches „Ach, bitte, können Sie mir nicht sagen, wie ich von hier nach ...“ schnell bereit auf den Lippen, so ging's der unbekannten Vorstadtwelt entgegen. Einer, trotz des strahlenden Frühlingswetters von Minute zu Minute häßlicher, für mein verzärteltes Gemüt unheimlich werden beläst.

Auf dem kleinen verwahrlosten Platz an der Kreuzung der Ader- und Uricistrasse aber schien die Not der Zeit just eine Anzahl von Menschen das Beten zu lehren. Eine jener Gruppen, wie man sie hier und dort jetzt antrifft, war zu sehen: allerlei Volk, alte Männer, Frauen, Kinder hauptsächlich, die einen eindringlich redenden und gestikulierenden Propheten umstanden. Nicht einen der profanen, die den neuesten Schleifstein, den Porzellanfitt, das Flechwasser aufredeten; einer jener modernen-Johanneße war es — in braunhärener Kutte, strähnigem Haupthaar, blassem Gesicht und brennenden Augen —, einer der Straßenprediger, die den kommenden Erlöser und das Wunder verkünden.

„Aber nah ist der Tag“ — so drang mir die schrille Prophetenstimme ins Ohr — „Der Tag? Was sage ich euch? Die Stunde, die Minute! In eben diesem Augenblick kann es geschehen — schon geschehen sein! Und auf der Feuerkugel, die aus Osten, von Himmelflammen getragen, heranschwebt, steht aufrecht der Weltenrichter, Salböl und Schwert in seinen Händen, das ewige Heil und die Verdammnis in Ewigkeit und Ewigkeit ... Das Wunder! Schon haben von den Sternwarten die gelehrten Astronomen von neuen Sternen berichtet ... Habt ihr es nicht gelesen? Zeichen! Zeichen! Noch nicht die Erfüllung — aber Zeichen! Versteht ihr mich? Er naht! Der Bringer des Wunders naht auch! Und also spreche ich zu euch: Seiet bereit! In Tagen und Nächten, in jedem Atemzuge! Seid bereit und gewärtig! Und dann die Schuhe von euren Füßen und in den Staub die Stirnen ...“

„Seh' dich mal erst selber hinein, alter Affe!“ Bösen Buben war's genug der Andacht gewesen. Wüßtes Schimpfen der aus der Stimmung Gerissenen kam zur Antwort. Ein paar Ohrfeigen, Geheul, Flucht, Tumult ... Der härene Mann war schnell verschwunden. Ich, begreiflicherweise, nicht minder.

Nach wenigen Minuten hatte ich dann das Haus mit der Nummer 11b erreicht.

Ein kleiner Hof, traurig, schmucklos. Von links, offenbar aus einer kleinen Wirtsstube, trotz der Vormittagsstunde truntenes Grölen ... Rechts, überdunkelt, eine Reihe von Müllkästern mit schief aufgestülpten Deckeln. Der Inhalt, über den Rand hinausgequollen, faulend in der Frühlings-

sonne. Kartoffelschalen, Gemüseabfall, Fischgräten, sogar Korsettstangen.

Schmutz und Unrat allenthalben. Auch auf dem winzigen Rasenstücken in der Mitte des Hofes, auf dem — auf dem ein Kirchbaum stand.

Und nun klangen meine Blide empor, über glatte, im Sonnenlicht leis glänzende Borke, einen ranten, schlanken Stamm hinauf. . . Und höher, höher. . . Daß sich meine Augen weiteten und — ich weiß nicht recht, warum — mit Tränen füllten. Vom blendenden Himmelsblau? Oder in Staunen und Entzücken über ein Bild, das in seiner stillen Pracht und Lieblichkeit mir die Seele erzittern machte? Eine flimmernde, schimmernde Schönheit: dicht bei dicht eine Blüte an der anderen, von Sonnenreflexen getupft, von summenden Bienen umschwärmt. . . Schneeeiges, bräutliches Weiß, Ast für Ast, Zweig um Zweig, bis zum Gipfel, kaum da und dort noch ein grünes Blattspitzlein. . . So strebten die langen, weißen, weichen Blütenkolben zur transparenten Himmelskugel hinauf.

Gottesgeschöpf, Lichtgestalt aus erdferner Engelwelt — in heiliger Unberührtheit! Gleich der Madonnenerscheinung vor dem verzückten Augen des Kindlich-Gläubigen. Ein Glanz von oben. Himmelschöne — unmittelbar aus des ewigen Künstlers spendenden Vaterhänden. Hoffnungsloses Erstreben armer, sich mühen der Erdenkünstler — in göttlich lächelnder Erfüllung. Das Wunder!

„Die Schuke aus und in Anbetung nieder auf Knie und Stirne“, so ging's mir durch den Sinn.

Ja, wär's nicht gar so wider Brauch und Sitte und Umgebung gewesen. . . Und man ist ja auch wohl erzogen und behält seine Ektasen hübsch in seinem Innern.

Aber der allwissend und allmitfühlend ist, hat gewis auch so das Zauchzen in meiner Brust vernommen und meine Dankestränen gesehen und meine Demut.

Das Horoskop.

Von Leo am Brühl.

Mit einer mühen Bewegung legte der Arzt die medizinische Wochenschrift aus der Hand und erhob sich aus dem Schreibtischstuhl; langsam ging er quer durch den Raum zu dem Fenster, vor dessen Scheiben, grün-metallisch vom Mondlicht überfunktelt, das erstarrte Blättermeer des Parkes lag, um es zu öffnen und einen Augenblick noch, ehe er sich zur Ruhe niederlegte, den reinen, kühlen Nachtduft der Bäume zu atmen. Aus der Ferne, vom leichten Wind seltsam zitternd herübergetragen, erklangen vier helle Glockenschläge. Und in die wenigen Sekunden der Spannung, die sich zwischen sie und die dumpfmahnenden Ränder der Mitternacht legten, schritt plötzlich jetzt, ich den ruhig gleitenden Fluß der Nacht aufwühlend, der Beder des Fernsprechers. Der Arzt ließ den Arm, der sich gegen das Fensterkreuz schon gehoben hatte, sinken und trat in das Zimmer zurück. Er nahm den Hörer auf und meldete den Namen. Eine Weile blieb es still. Nur war es, als finge die Membrane ein unterdrücktes, leuchtendes Schluchzen. Dann nannte eine lebende Frauenstimme stöhnend, als mühe sie trocken aufquellende Raute zu Wortgebilden, den Namen einer Straße der Vorstadt und eine Zahl. Ein scharfes Knaden folgte; das leise, belebte Surren in der Leitung ersloß zu Taubheit. Der Arzt, nicht sonderlich erregt von diesem mitternächtlichen Anruf, legte den Apparat auf die Gabel zurück, entnahm dem Gefach eines Schrankes die Ledermappe, die die notwendigsten Instrumente und Heilmittel barg, griff im Flur den Hut und schritt, während er ein paar mal Straße und Hausnummer seines Zieles vor sich hertrug, die Treppe hinauf. Wenig später knirschte das Parkett und ließ den kleinen Kraftwagen hinaus, um sich hinter ihm wieder wie gähmend und verschlafen zu schließen. Die Scheinwerfer blühten den Weg entlang, der Motor drühte, aus seiner Ruhe geworfen, erschreckt auf; dann glitt der Wagen in die Nacht. Als er die baumgeäumte Landstraße erreichte, bemerkte der Arzt, daß in kurzer Entfernung vor ihm eine Limousine ebenfalls der Vorstadt zustrebte; er hielt sich mit mäßigem Tempo hinter ihr und sah erstaunt, daß auch sie vor dem Gebäude endlich anhielt, dessen Nummer ihm am Telefon gesagt worden war. Der Limousine entstieg ein Polizeioffizier, der nun an der Gittertür des Vorgartens verharrete, bis der Wagen des Arztes herangekommen war. Er ging dem Ankommenden entgegen und legte mit leichter Verbeugung die Hand an die Mähe. „Sie sind Arzt?“ fragte er. Der andere lästete den Hut und sagte Titel und Namen. „Ich wurde angerufen“, sagte er erklärend hinzu, „aber man sagte mir nur die Adresse. Ich weiß nicht, um was es sich handelt; ich dachte, einen Kranken vorzufinden!“ — „Lassen Sie uns hinaufgehen“, gab der

Offizier zurück. „Ihr vermeintlicher Patient ist — wenn ich recht verstanden habe — tot.“ — „Mord oder wahrscheinlicher: Selbstmord!“ Sie gingen durch den Vorgarten, stiegen die nur angelehnte Tür auf und standen dann in einem geräumigen Zimmer, das eher einem Laboratorium als einem Wohnraum. Breite Schränke mit Büchern und Instrumenten, Krügen, Flaschen, Retorten, sonderbaren Apparaten verbedeten die Wände. An einem riesigen Eidentisch, der mit Zeichnungen und schriftbedeckten Papieren überfüllt war, saß in einen alten, hochlehnigen Sessel verkrümmt, ein Toter. Weinend kam eine Frau herangeführt, die, nachdem der Beamte sie beruhigend auf einen Stuhl gezwungen hatte, verstört berichtete, daß sie, die Haushälterin, um Mitternacht in dieses Arbeitszimmer gekommen sei, um den Hausherrn, der seit Jahren gelähmt gewesen wäre, in das Schlafzimmer zu führen. Da plötzlich habe sie gesehen, daß der Herr leblos im Sessel lag. „Befand sich der Verstorbene jeden Abend so lange in diesem Zimmer?“ forschte der Beamte. — „Ja, er arbeitete den ganzen Tag über; sogar das Essen mußte ich hierherbringen.“ — „Und wissen Sie, was er arbeitete?“ — „Nein, davon verstehe ich nichts. Er war Chemiker. Mit mir sprach er nie von seiner Tätigkeit. Ich bin eine einfache Frau.“ Der Beamte trat zu dem Arzt, der sich während des kurzen Verhörs schon mit dem Toten beschäftigt hatte. Auf den fragenden Blick deutete der Mediziner auf ein kleines Fläschchen mit einer wasserhellen Flüssigkeit, das auf dem Tisch stand. „Ohne jeden Zweifel Selbstmord mittels Blausäure!“ entschied er. „Mir bleibt hier nur eines zu tun, den Totenschein auszustellen.“ Der Polizeioffizier griff nach einem Bündel zusammengehefteter Papiere und blätterte darin. „Ja“, bestätigte er, „es liegt Selbstmord und gut vorbereiteter Selbstmord vor, denn hier liegen, bereitgelegt für Sie und mich, alle Personalpapiere.“ — „Und was ist das?“ fragte der Arzt und zeigte auf ein vor dem Toten liegendes Schriftstück. Der Beamte nahm das Blatt auf und las, nur hin und wieder unterbrochen von dem Schluchzen der alten Frau, mit gedämpfter Stimme die letzten Aufzeichnungen des Verbliebenen: „Der Tag und die Stunde sind gekommen. Jupiter und Saturn stehen in böser Opposition gegenüber dem Sonnenort meiner Geburt. Und auch zum Mond stehen sie ungünstig. Uranus neigt sich. Das Ende. Spät erst kam mir die Erkenntnis. Und nur auf Krücken konnte ich ihr nahen, wie ich auf Krücken durch dieses irdische Gefängnis wankte. Ein ferner, fremder Astrologe stellte mir das Horoskop und sagte, Tag um Tag, mein Erdenischdall voraus. Jedes Wort — zehn Jahre hindurch — jeder Buchstabe, der da errechnet stand, hat sich als wahr erwiesen. Und wie denn alles eingetroffen ist, was gelesen ward in den Sternen, so wird auch das Ende eintreffen. Heute. Und in dieser letzten Stunde. Seit der Frühe dieses Tages sitze ich und warte. Weiß, daß der Tod hinter mir steht und zuschlagen kann in jedem Augenblick. Der Tag neigt sich. Mitternacht ist nahe. Ich fürchte und hoffe. Soll ich die wartende Qual erdulden bis zur letzten Sekunde dieses Tages? Ich will nicht länger. . .“ Hier brach das Schriftstück ab. „Die Angst vor dem Tod hat ihn in den Tod getrieben“, sagte der Arzt leise. „Die Frage bleibt offen, ob das Horoskop, dessen Berechnungen ja, wie der Tote beweist, richtig sind, nun wirklich ernsthaft Voraussage enthielt oder aber, ob der Glaube an die Richtigkeit der Weissagung — ohne Zusammenhang mit irgend welchen planetarischen Einflüssen — zum Anlaß ward, freiwillig zu gehen.“ — „Dort liegt ein umfangreiches Dokument“, warf der Beamte ein. „Vielleicht ist es das Horoskop, das der „ferne Astrologe“ ausgearbeitet hat.“ Er ging um den Tisch und beugte sich über ein dort liegendes Altentstück. Es war das Horoskop des Toten, in englischer Sprache abgefaßt. Der Beamte nahm es auf, überflog noch einmal das Titelblatt und ließ dann das Heft in die Tasche seines Waffenrods gleiten. „Sie haben die Personalpapiere dort“, sagte er zu dem Arzt, der eben den Totenschein ausstellte, „wollen Sie mir, bitte, das Geburtsdatum des Verstorbenen sagen.“ — „10. Juni 1863!“ — „Danke!“ Der Polizeioffizier gab noch einige Anweisungen. Dann verließ er mit dem Arzt das Sterbezimmer. Im Vorgarten sagte er zu dem Arzt: „Die Frage, die Sie gestellt haben, ist schon gelöst. Der tote Mann ist das Opfer seiner Einbildungen geworden. Er war so überzeugt von der Richtigkeit der astrologischen Berechnungen dieses amerikanischen Horoskops, daß er in den zehn Jahren, obwohl die Blätter tausendmal durch seine Finger gingen, nicht einmal bemerkt hat, daß es gar nicht sein Horoskop war. Scheinbar infolge eines Irrtums hat der „ferne Astrologe“ ein Horoskop vom 10. Juli 1863 gestellt, während der Tote im Juni geboren ist und nicht im Juli. Die Berechnungen konnten demnach gar nicht auf ihn zutreffen. Und doch behauptet er, daß jedes Wort sich erfüllt habe. — Und ohne die Todesvoraussage des Horoskops würde der alte Herr noch lebend hinter seinen Retorten sitzen.“ Sinnend steuerte der Arzt seinen Wagen durch die stille Mondnacht. Tausend Sterne standen in ewigem Geheimnis am wolkenlosen Himmel.

Turnen als Medizin. Die Leibesübungen sind in neuester Zeit nicht nur als eine gesunde und notwendige Betätigung des normalen Menschen erkannt worden, sondern sie werden auch Kranken mit äußerst günstigen Erfolge verordnet. Bei welchen Krankheiten Turnen als Medizin angewendet werden kann, gibt B. Koftrausch in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ an. Bei allgemeiner Schwächlichkeit ist Turnen sehr zu empfehlen, und da sich diese am häufigsten bei Kindern findet, so hat man dem Turnen der Jugendlichen besondere Aufmerksamkeit zugewendet. Radtübungen bringen durch die Besonnung des Körpers eine heilsame Stoffwechselanregung hervor. Eine große Arbeitsleistung wird durch allerlei Behübungen erreicht, wie z. B. durch Lauf- und Sprungübungen, rasche Vorübungen oder Bewegungen, die den Arbeitsformen entnommen sind, wie Mähen und Holzschaden. Diese Übungen dürfen aber nicht zu lange ausgedehnt werden; die Kinder werden durch aufmunternde Zurufe unter Anregung der Phantasie solange geholt, bis man trotz der ständigen Freude eine Ermüdung erkennt. Das ist gewöhnlich nach 15 oder 20 Minuten der Fall; dann muß man den Kindern eine längere Ruhepause gönnen, damit der Organismus Zeit findet, die empfangenen Reize auszunutzen. Zuerst wird das Sehturnen nur kürzere Zeit geübt, bis sich die Jugendlichen daran gewöhnt haben. Vor und nach dem Turnen ist eine Liegeruhe von etwa 15 Minuten notwendig. Nur dann wird das Turnen gut vertragen. Bei Erwachsenen erweist sich das Turnen besonders heilsam bei nervösen Störungen. Auch hier wird man die ersten Male nur kurz üben, und die Ruhe vor und nach der Übung ist genau so wichtig wie bei den Kindern. Zur Stärkung der Bauchorgane eignen sich vorzüglich Übungen im Liegen und Sitzen und von sportlichen Übungen das Rudern und Paddeln, während Leichtathletik und gewöhnliches Turnen ohne heilsamen Einfluss sind. Bei funktionellen Herzkrankheiten wirkt die gymnastische Therapie besonders günstig. Zur Heilung von Kopfschmerzen sind alle Übungen zu vermeiden, bei denen stärkere Bewegungen des Kopfes auftreten; am meisten sind Rudern, Paddeln und eventuell auch Stilaufen zu empfehlen. Die Behandlung der Fettleibigkeit durch Gymnastik in Verbindung mit Diätetiken ist Baderen vorzuziehen. Sie kann nämlich das ganze Jahr hindurch ohne Schaden und ohne Unterbrechung fortgesetzt werden; die Gewichtsabnahmen sind nicht so groß wie bei Bade- und Schwitzkuren; man wird sich mit 8 und 15 Pfund begnügen können, während man bei Bädern eine Verminderung des Gewichts um 40 Pfund erreicht. Das Wohlbefinden des Patienten ist aber bei einer solchen Turnkur viel größer. Die Form der Übung ist Dauergymnastik; es werden mit und ohne Hanteln Armbewegungen, Beinheben, Rumpfaufrichten usw. ausgeführt, und wenn die Zahl der Übungen bei jedem folgenden Übungstage um einige Male gesteigert wird, lassen sich nach einigen Wochen mehrere hundert Male gleiche Bewegungen durchsetzen. Diese Gymnastik ist recht langweilig, aber außerordentlich bekömmlich. Nach einiger Zeit kann man den Fettleibigen dann zu Gemeinheitspielen, wie 1½ bis 2 Stunden Faustball, Tamburindall usw. heranziehen. Für männliche Fettleibige eignet sich besonders das Boxen am Boxgerät. Bei Gicht und Zuckerkrankheit sind vor allem Jagd und Reiten anwendbar. Die Behandlung der Tuberkulose durch Leibesübungen wird seit einiger Zeit versucht, doch ist dabei mit großer Vorsicht vorzugehen; die besten Erfolge hat man bei Kindern erzielt.

Was sind Aufbrauchkrankheiten? In der Beurteilung der Neurasthenie hat der Volksmund die verborgene Natur der nervösen Erschöpfung mit einer geradezu genialen Treffsicherheit erfasst und zu einer Zeit, in der die Fachgelehrten der Erscheinung noch völlig hilflos gegenüberstanden, sie medizinisch vollkommen richtig bezeichnet durch die Redewendung: Der Mensch hat seine Nerven „verbraucht“. Die Nervenschwäche ist die Folge des Nervenzellverbrauchs und die häufigste und als Erststadium harmloseste der sogenannten „Aufbrauchkrankheiten“. Dr. Fritz Kahn schreibt darüber im „Leben des Menschen“: Wird ein Nervensystem trotz der offensichtlichsten Zeichen der Überanstrengung weiterhin dauernd mißbraucht, können noch wesentlich schwerere Formen der nervösen Erschöpfung als die einfache Neurasthenie die Folge sein. Es kann zum völligen Erlöschen der nervösen Funktionen und sogar zum Schwund der Nervenzellen selber kommen. Unter normalen Umständen mahnt, ja zwingt die eintretende Nervenschwäche den Menschen zur Schonung seines

Nervensystems, indem die vorzeitig auftretende Müdigkeit ihn ja gar nicht mehr im alten Übermaß arbeiten läßt. An Verbrauchstieren hat man jedoch durch dauernde Überanstrengung völligen Schwund der Rückenmarkszellen mit Schwund der entsprechenden Empfindungs- und Bewegungsfähigkeit herbeiführen können. Schwund von Nervenzellen oder Fasern kann die Folge zahlreicher Krankheiten sein, von denen die weitaus häufigsten die Rückenmarksschwindsucht (Schwund von Rückenmarkszellen) und die Gehirnerweichung (Schwund von Hirnrindenzellen) sind. Die Rückenmarksschwindsucht (Tabes) hat mit der Lungenschwindsucht nur den Namen gemein; die beiden Krankheiten stehen in keinerlei ursächlichem Zusammenhang; niemals führt Lungenschwindsucht zur Rückenmarksschwindsucht. Die Lungenschwindsucht (Lungen-tuberkulose) wird durch den Tuberkelbazillus hervorgerufen, die Rückenmarksschwindsucht dagegen ist eine Aufbrauchkrankheit, die aber kaum jemals durch Überanstrengung allein verursacht wird, sondern nur dann auftritt, wenn das Nervensystem durch andere Allgemeinerkrankungen, vor allem Infektionskrankheiten, wie die Syphilis, „vor-geschwächt“ und nun gegen chronische Überanstrengung besonders empfindlich geworden ist. Entsprechend den größeren nervösen Anforderungen, die das Großstadtleben an das Nervensystem des Menschen stellt, sind Rückenmarksschwindsucht und Gehirnerweichung in der Großstadt häufiger als auf dem Lande, unter Männern häufiger als unter Frauen und bei Männern in verantwortungsvollen Stellungen mit aufreibender Tätigkeit relativ häufiger als in jenen Volksschichten, die mehr Muskel- und weniger Nervenarbeit leisten.

Welt u. Wissen

Hat die Pflanze Nerven? Die Forschungen des indischen Pflanzenphysiologen Sir Jagadis Chunder Bose, die eine so nahe Beziehung zwischen den Lebensvorgängen der Pflanze und des Tieres, ja sogar des Menschen dartun wollen, haben großes Aufsehen erregt und sind von den europäischen Botanikern sehr verschiednen beurteilt worden. Um so wichtiger ist die warme Anerkennung, die der Botaniker der Wiener Universität, Prof. Hans Molisch, den Forschungen des Inders in einem Aufsatz der „Gartenschönheit“ zuteil werden läßt. Er hebt besonders hervor, daß die Wissenschaft Bose wunderbar fein arbeitende Apparate verbaut, die uns neuartige, im Innern der Pflanze vor sich gehende Erscheinungen verraten. In der Erklärung dieser Erscheinungen wird man ihm freilich nicht so unbedingt beistimmen können, so z. B. in der Frage, ob die Pflanze Nerven hat. Nervenzellen und Nervengewebe, wie sie bei den höheren Tieren allgemein verbreitet sind, gibt es in der Pflanze nicht. Wird eine Stelle unseres Körpers gereizt, so wird der aufgenommene Reiz zum Gehirn geleitet, kommt dort als Empfindung zum Bewußtsein und wird dann durch Nerven wieder zur Aufnahmestelle des Reizes zurückgeleitet, wo dann eine Muskelzuckung erfolgt. Bose will nun Ähnliches auch bei der Mimose beobachtet haben, denn ein auf ein Fiederblättchen ausgeübter Reiz kann ebenfalls auf weite Strecken fortgepflanzt werden, zunächst bis zum Hauptgelenk und von hier durch den Stamm auch auf andere Blätter nach oben und unten. Bisher wollte man diese Reizfortpflanzung auf Wasserströmungen oder auf einen plötzlich entstehenden Reizstoff zurückführen, der durch seine rasche Ausbreitung in den Holzgefäßen der Pflanze den Reiz vermittelt. Bose aber glaubt, daß die Bewegungen der Mimose mit nervösen Vorgängen zusammenhängen, wie man sie auch bei Tieren beobachten kann. Die Reizleitung bei der Sinnpflanze sei viel zu rasch, als daß sie durch eine Wasserströmung in den Gefäßen erklärt werden könnte; auch könne man dadurch, daß man die Leitungsbahn an einer Stelle abknotet oder verästelt, die Weiterleitung des Reizes verhindern, genau so wie beim tierischen Nerv. Nach seiner Anschauung werden Reize im Bast des Stranggewebes geleitet, und daher bezeichnet er den Bastteil des Stranges als den Nerv der Pflanze. Selbst wenn man sich Boses Ansicht anschließt, darf man doch nicht außer acht lassen, daß das Gewebe, das der indische Gelehrte funktionell als Nerv anspricht, dem Baue nach sich von dem tierischen Nerv wesentlich unterscheidet. Ebenso begegnet die Theorie von Bose, daß die Triebkraft für die Bewegung des Saffes in der Pflanze von den Parenchymzellen der Rinde ausgehe, die sich abwechselnd zusammenziehen und wieder ausdehnen wie das Herz, großem Widerspruch. Aber selbst wenn man dieses Pulsieren im Pflanzenkörper nicht anerkennt, so muß die Wissenschaft Bose doch dankbar sein, daß er seine elektrischen Schwankungen in den Rindenzellen entdeckt hat.